

**„Nationalsozialismus in der Region“
Konferenz des Instituts für Schleswig-Holsteinische Zeit- und
Regionalgeschichte am 8./9. November 2002 in Schleswig aus Anlass
seines 10jährigen Bestehens**

**Festvortrag von Prof. Dr. Karl Heinrich Pohl,
Historisches Seminar der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel; Direktor am
IZRG**

**Die gesellschaftliche Bedeutung der regionalen Zeitgeschichtsforschung
heute.**

**Überlegungen zum zehnjährigen Jubiläum des Instituts für schleswig-
holsteinische Zeit- und Regionalgeschichte in Schleswig**

Meine Damen und Herren, liebe Gäste und Freunde des IZRG!

Mein Vortrag befasst sich mit der gesellschaftlichen Bedeutung der regionalen Zeitgeschichtsforschung. Dieses Thema hängt eng mit der Problematik zusammen, derentwegen das IZRG vor zehn Jahren gegründet worden ist. Daher bietet es sich an, zu diesem Anlass erneut danach zu fragen, welche generellen Probleme für die regionale Zeitgeschichte gegenwärtig existieren und welche Möglichkeiten sie besitzt, in der Gesellschaft zu wirken.

Meine Ausführungen gliedern sich in drei große Abschnitte. Ich beginne erstens ganz allgemein mit der Diskussion darüber, welche Bedeutung und welche Rolle die geschichtswissenschaftliche Forschung für die Gesellschaft besitzt oder doch einnehmen sollte und wie sie sich gegenüber dieser Aufgabe verhält. Im zweiten Abschnitt geht es zum einen um die Leistungsfähigkeit der Regionalgeschichte, zum anderen um Probleme der zeitgeschichtlichen Forschung. Diskutiert wird dabei vor allem ihr jeweils besonderer Beitrag zur Aufklärung in einer demokratisch verfassten Gesellschaft wie der unsrigen. Zugleich aber geht es auch um ihre Anfälligkeit für politischen Missbrauch. Es folgen in einem dritten Teil einige knappe Schlussbemerkungen, in denen die Ergebnisse pointiert zusammengefasst werden.

I.

Um gleich und etwas provokativ mit dem ersten Teil zu beginnen. Das Fach Geschichte scheint ein Glückskind zu sein – ohne dass manche Historiker dies wissen und ohne dass sie selbst allzu viel dafür getan hätten. Das Fach ist gegenüber vielen anderen wissenschaftlichen Disziplinen in hohem Maße bevorzugt. Das unverdiente Glück besteht darin, dass die Geschichtsforschung schon seit Jahrzehnten unvermindert großes, ja ständig wachsendes gesellschaftliches Interesse genossen hat und weiter genießt: Das Fach besitzt also ein Pfund, mit dem es wuchern kann - und wuchern sollte. Ob man in Zeitungen oder in Zeitschriften blättert, Radio hört oder den Fernseher anschaltet – überall werden regelmäßig geschichtliche Themen behandelt. Oftmals werden sogar die Fachdebatten in der breiten Öffentlichkeit ausgetragen. Ich denke dabei an die Diskussionen über den Holocaust, über die Rolle der Wehrmacht im Zweiten Weltkrieg oder auch über die Bewertung der nationalsozialistischen Vergangenheit im sogenannten Historikerstreit.

Freilich sind es bezeichnender Weise eher selten wissenschaftlich besonders renommierte Historiker, die sich in der öffentlichen Debatte zu Wort melden, sich dort durchgesetzt oder diese Debatte maßgeblich beeinflusst haben. In der Regel waren es Außenseiter, die sich der Interpretation der Geschichte gewissermaßen bemächtigten und sie nach außen repräsentieren konnten. In diesem Zusammenhang wäre etwa an den weithin bekannten, selbst ernannten Fernsehhistoriker des ZDF, Guido Knopp, zu denken, aber auch an die Initiatoren und Wortführer der Debatte um die Kriegführung der Wehrmacht aus dem Hause Jan Philipp Reemtsma.

Fazit: Geschichte in der Öffentlichkeit repräsentieren allzu oft die anderen – nicht wir „Profis“. Der Geschichtsdidaktiker Bodo von Borries hat der geschichtswissenschaftlichen Forschung, aber auch Schulen und anderen Sozialisierungsinstitutionen in dieser Hinsicht den mehr als betrüblichen Vorhalt gemacht, dass das Geschichtsbewusstsein junger Menschen ausweislich seiner Forschungsergebnisse nur in sehr geringer Weise durch Schule (und nur marginal von der Wissenschaft) beeinflusst werde.

Dieser Befund ist auffällig, sicherlich aber nicht zufällig und er bedarf deshalb näherer Erklärung. Dazu

im Folgenden einige knappe Überlegungen.

Die Geschichtswissenschaft definiert sich ganz allgemein als eine Wissenschaft von Menschen, über Menschen, für Menschen“ unter besonderer Betonung der Zeitdimension. Ihr ureigenstes Interesse besteht also darin, auf Menschen öffentlich wirken zu wollen, um ihnen mit ihren Forschungen zu dienen. Aufklärung der Öffentlichkeit ist eines ihrer höchsten Ziele. Um es angelehnt an Hans Ulrich Wehler zu sagen: Geschichtswissenschaft will zu der Schärfung eines freien, kritischen Gesellschaftsbewusstseins beitragen und für die Praxis unseres Lebens die Chancen auf rationale Orientierung vermehren. Geschichtswissenschaft hat mithin die Aufgabe, der Öffentlichkeit nicht nur die Vergangenheit näher zu bringen und ihr bei der Rekonstruktion beziehungsweise Konstruktion dieser Vergangenheit sinnvolle Angebote zu machen; sondern sie soll der Gesellschaft darüber hinaus auch die Gelegenheit verschaffen, sich selber eine begründete Vorstellung von ihrer gegenwärtigen Lebenspraxis auf der Folie der Vergangenheit zu erwerben. Dazu soll sie – ich lehne mich wieder an Hans-Ulrich Wehler an – erstens mit Ideologiekritik den Nebel mitgeschleppter Legenden zerreißen und zugleich stereotype Missverständnisse auflösen und zweitens „die Folgen der getroffenen oder die sozialen Kosten der unterlassenen Entscheidungen kenntlich machen. Diese Aussagen stammen im übrigen aus den frühen 70er Jahren des vergangenen Jahrhunderts, scheinen mir aber noch immer hoch aktuell zu sein.

Die Geschichtsforschung soll also die Vergangenheit analysieren, zugleich aber auch auf die Gegenwart gestaltend einwirken. Dies kann und soll dadurch geschehen, dass sie eine Fülle von Materialien und Forschungsstrategien aus ihrer Domäne zur Verfügung stellt. Diese können im Glücksfall den Menschen in der Gegenwart dazu dienen, ihrerseits ihre gegenwärtigen Probleme besser zu lösen. Das allerdings ist bisher noch nicht besonders gut gelungen. Die zünftige Geschichtswissenschaft und Öffentlichkeit haben es oftmals nicht einfach miteinander.

Zu dieser Feststellung einige Ergänzungen und verschiedene Mutmaßungen: Um mit dem Positiven zu beginnen. Tatsächlich gibt es einige lebende Historiker, die eine ihrer wesentlichen Aufgaben darin sehen, geschichtswissenschaftliches Forschen und dessen Resultate einer interessierten Öffentlichkeit näher zu bringen – in aufklärerischer Absicht. Nicht nur Politikgeschichtlicher, sondern auch Sozialhistoriker und Vertreter der „neuen“ Kulturwissenschaft nehmen sich dieser Aufgabe durchaus mit Verve und Engagement an. Sie wirken nicht nur in öffentlichen Publikationsorganen, sondern auch durch wissenschaftliche Grundlagenwerke höchsten Formats. Gleichwohl tendiert die öffentliche Wirkung dieser hoch wissenschaftlichen Werke, das muss man leider feststellen, oftmals gegen null.

Der Grund dafür liegt auf der Hand: Die einschlägigen Publikationen sind häufig (dies gilt vor allem für Sozial- und Kulturgeschichte) in einer so elaborierten Sprache abgefasst, dass sogar Studenten der Geschichtswissenschaft große Mühe haben, die Botschaften zu entschlüsseln. Das aber raubt diesen wichtigen Werken letztlich ihren gewollten aufklärerischen Effekt. Die interessierte Öffentlichkeit, die ja aufzuklären wäre, wird gar nicht erst erreicht.

Dafür, dass dies nicht zwingend sein muss, gibt es durchaus Gegenbeispiele. Man denke nur an angelsächsische Historiker, für die es kein Widerspruch ist, wissenschaftliche Standards einzuhalten und für ein größeres Publikum zu schreiben. In Deutschland hingegen existiert – zugespitzt formuliert – eine streng geteilte Welt. Auf der einen Seite die öffentlichkeitswirksamen Autoren, deren Bücher – sehr häufig von interessierten Journalisten geschrieben – große Resonanz finden, die aber eher selten eine dezidiert aufklärerische Zielsetzung verfolgen. Auf der anderen Seite die Vertreter der Wissenschaft, die aufklären wollen, aber mit ihrer letztlich exkludierenden Wissenschaftssprache nur einen ganz kleinen Kreis von Fachkollegen erreichen (also nur den schon Bekehrten bekehren können).

Hinzu kommt: Öffentlichkeit – und besonders öffentliches Wirken von Kollegen – wird von der deutschen Historikerkunft nicht gerade besonders gern gesehen; sie scheint unzünftig zu sein. Daher ist sie – so die immer noch tonangebende Meinung – eher abzulehnen. Dass mit dem öffentlichen Wirken – bei dem in der Tat oftmals sehr verknüpft allgemeine Aussagen gemacht werden müssen – allerdings auch eine fundamentale Aufgabe der Geschichtswissenschaft mehr oder weniger gut wahrgenommen wird – das wird leider nur selten gesehen. Wissenschaft, das glauben manche Kollegen immer noch, hat allein der Wissenschaft zu dienen und ist insofern vor allem im kollegialen Diskurs zu betreiben.

Hinter dieser Einstellung steckt in der Tat ein grundsätzliches Problem, das man ernst nehmen muss: Darf sich die Geschichtswissenschaft tatsächlich in die Nähe von Politik und Gesellschaft begeben? Wird sie ihre wissenschaftlichen Standards dann nicht gefährden und sich für politische Richtungen und Inhalte instrumentalisieren lassen? Wenn man die Rolle der Geschichtswissenschaft als Legitimierungsinstanz im „Dritten Reich“ und in der DDR analysiert, kann man in der Tat sehen, welch

traurige Rolle sie dort gespielt hat. Das ist ein starkes und nicht leicht von der Hand zu weisendes Argument. Diese Geschichtswissenschaft kann wahrlich keinen Vorbildcharakter beanspruchen. Damit komme ich doch noch zum engeren Thema: Wer ist der legitime Auftraggeber der Geschichtswissenschaft? Wem hat sie zu dienen? Welchen Regeln und Grundsätzen hat sie zu folgen? Was darf sie unter keinen Umständen tun, wenn sie auch weiterhin als professionelle Wissenschaft wahrgenommen und respektiert sein will?

In diesem Zusammenhang stellt sich als erstes die Frage nach den Werten und Normen, denen eine Humanwissenschaft wie die Geschichtsforschung zu dienen hat und denen sie verpflichtet ist. Ist es wirklich so, dass Geschichtswissenschaft wertfrei ist und sich an nichts zu orientieren hat als an ihren eigenen Maßstäben, die aber wiederum nicht an Wertkriterien gebunden sind? Oder aber hat sie sich doch an Werte zu binden, etwa an die, die auf eine Festigung, Vervollständigung und Weiterentwicklung demokratischer Verhältnisse abzielen, die die Durchsetzung von Naturrechten, von Freiheit, Gleichheit und Gerechtigkeit im Auge haben und die die Herrschaft von Menschen über Menschen möglichst minimieren wollen? Oder aber sind diese normativen Erkenntnisinteressen bereits eine entscheidende Selbstverengung freier Forschung, die man nicht hinnehmen darf? Ich denke, die Geschichtswissenschaft kann auf eine, allerdings immer wieder neu reflektierte Bindung an humane Werte nicht verzichten.

Ein Wort auch zur Frage der „Objektivität“ und der „Subjektivität“ in unserer Disziplin, zu der Problematik also, wie "objektiv" Geschichte ist beziehungsweise sein kann. Das ist eine der Schlüsselfragen für die Geschichtswissenschaft. So viel scheint mir sicher zu sein: „Objektive Geschichtswissenschaft“ gibt es nicht, kann es gar nicht geben. Geschichtswissenschaft setzt sich zwar mit der Vergangenheit auseinander, sie konstruiert – oder auch rekonstruiert – aber jeweils nur ein bestimmtes Bild oder einen Ausschnitt aus dieser Vergangenheit. Denn die eine, die gültige, die immerwährende und alles umfassende Sicht von Vergangenheit gibt es ja nicht. Es gibt vielmehr eine Fülle von Vergangenheiten, von denen jeweils ein Teilaspekt in den Blick der Historiker kommt und untersucht wird.

Das Problem, welcher Teilaspekt untersucht wird, ist wiederum abhängig von den jeweiligen Erkenntnisinteressen, wobei jeder einzelne Forscher zugleich durch subjektive, gesellschaftliche und sachliche, der Geschichtswissenschaft selber inne wohnenden Aspekte geprägt wird. Der Ahnenforscher etwa wird in der Regel geleitet sein von dem Interesse an der Herkunft seiner Familie. Die sich daraus ergebenden Fragen an die Geschichte sind stark durch diesen subjektiven Zugang bedingt; zugleich sind sie aber ganz offensichtlich auch begrenzt. Doch auch aus einem solchen Interesse formt sich ein Geschichtsbild. Darin allerdings stehen diese eng gestellten Fragen im Mittelpunkt. Andere wichtige Probleme hingegen fallen gänzlich weg.

Zugleich werden die Fragen an die Geschichte auch durch das gesellschaftliche Umfeld mit bestimmt. Es ist ja beispielsweise kein Zufall, dass etwa die Nationalgeschichtsschreibung in Deutschland eng mit dem Entstehen des deutschen Nationalstaats verbunden war, oder: dass das Vordringen der Geschlechtergeschichte einher geht mit der lange überfälligen – freilich noch längst nicht voll verwirklichten - Emanzipation der Frauen oder dass Geschichte der Arbeiterbewegung besonders in den „sozialdemokratischen Jahrzehnten“ des vorigen Jahrhunderts blühte.

Fragen an die Geschichte werden eben nicht nur durch subjektive, sondern auch durch gesellschaftliche Aspekte mit bestimmt. Nicht nur das interessierte Subjekt, sondern auch die Gesellschaft als Ganzes ist Auftraggeber für die Geschichtswissenschaft und deren Forschungsprogramm – damit ist allerdings immer eine plurale Gesellschaft mit durchaus verschiedenen legitimen Interessen gemeint. Sie alle müssen von der Geschichtswissenschaft bewusst aufgenommen und in ihre Forschungen integriert werden.

Es ist aber auch die Wissenschaft selbst, die den Rahmen von historischen Erkenntnissen mit absteckt. Zum einen kanalisiert und kontrolliert sie ihre Erkenntnismöglichkeiten autonom, indem sie mit Hilfe des gesammelten Kanons ihrer Methoden und wissenschaftlichen Verfahrensweisen die gewonnenen Erkenntnisse verwirft, akzeptiert oder modifiziert. So wird nach den Regeln der Kunst bestimmt, was so lange als gesichert erscheinen kann, wie nicht bessere und weiter tragende Interpretationen die bis dahin als gültig akzeptierten Erkenntnisse übertreffen. Insofern nimmt die Geschichtswissenschaft eine Art Schiedsrichterfunktion ein. Sie trennt seriöse Rekonstruktionen von zweifelhaften Versuchen, sich der Vergangenheit mit untauglichen Methoden und Mitteln zu bemächtigen. Allerdings ist das eher eine formale, nicht in erster Linie eine inhaltlich Kontrollfunktion. Was ergibt sich daraus nun für die ursprüngliche Frage? Zweifellos wohl dies, dass Geschichtswissenschaft den Menschen und der Gesellschaft dienen soll. Dabei muss sie unabhängig von deren Wünschen, Pressionen oder auch nur drängenden Vorstellungen bleiben, ihre Wissenschaftlichkeit bewahren, muss zu Ergebnissen kommen dürfen, die den durchaus verschiedenen Intentionen der Gesellschaft als Auftraggeber auch widersprechen können. Folglich können die einzelnen Menschen und die Gesellschaft als Ganzes beliebig sinnvolle oder weniger sinnvolle Fragen stellen. Aufgabe der Wissenschaft ist es, die Antworten darauf kritisch, vor allem

ideologiekritisch zu geben und dabei solche Antworten an den Pranger zu stellen, die den anerkannten Regeln wissenschaftlicher Erkenntnisfindung nicht standhalten. Dann, aber auch nur dann, bietet die Wissenschaft dem Einzelnen und der Gesellschaft verwertbares Material und darüber hinausgehende Konstruktionsvorschläge, mit denen auf der Grundlage der in der Vergangenheit gemachten Erfahrungen, möglicherweise und in sehr bescheidenem Maße auch sehr allgemeine Hilfestellungen für die Bewältigung gegenwärtiger Aufgaben abzuleiten wären.

Was bedeuten diese Feststellungen nun für das hier zu behandelnde Thema? Welche besondere gesellschaftliche Bedeutung haben – unter diesen Vorbedingungen – die Regionalgeschichte und die Zeitgeschichte? Welche spezielle Bedeutung kommt ihnen gerade in der Gegenwart zu? Und nicht zuletzt: Was darf die Gesellschaft von ihr erwarten und was nicht?

II.

Damit komme ich zum zweiten Teil meiner Überlegungen:

Ich beginne mit der Regionalgeschichte. Dabei will ich mich aber nicht auf die komplexe Problematik einlassen, die sich mit diesem Begriff verbindet, denn der Begriff Region wird für sehr viel verschiedenes benutzt, ist schillernd und sprachlich kaum zu fassen: Er kann ein bloßes Konstrukt bedeuten, für eine abstrakte analytische Kategorie stehen, sich aber auch auf ein historisch gewachsenes Land beziehen, einen engen Kreis und vielleicht auch nur ein kleines Dorf oder eine Flecken meinen. Welchen Aspekt man auch immer bevorzugt: Offenkundig ist die Regionalgeschichte aber in besonderem Maße dafür geeignet, jene Leistungen zu erbringen, die man von der Geschichtswissenschaft im Allgemeinen erwarten kann.

Allerdings ist sie emotional leicht zu instrumentalisieren. In Folge dessen ist sie in besonderem Maße der Gefahr und zuweilen auch der bewussten Erwartung ausgesetzt, einen Beitrag zur politischen Identitätsbildung erbringen zu sollen. Wissenschaftliche Kriterien werden dabei häufig gering geschätzt oder sogar gänzlich in den Hintergrund gedrängt. Beispielhaft dafür können etwa die neuen Bundesländer stehen. Dort sollte die Landes- und Regionalgeschichte vor allem in den 90er Jahren genau diese Aufgabe übernehmen, also zur Ausbildung eines „Landesbewusstseins“ führen, – als Kompensation für die "zerschollene" DDR und die verlorene DDR-Identität und als Brücke zu einem gesamtdeutschen Selbstverständnis.

Einige Bemerkungen zum Raum, innerhalb dessen die Regionalgeschichte wirkt und der hier den Begriff mit prägt. Gegenstand der Regionalgeschichtsforschung sind meist kleine, überschaubare Räume, die in der Regel unterhalb von nationalen Ebenen angesiedelt sind. Kennzeichnend für sie ist, dass sich die Menschen in ihnen durch politische, ökonomische und auch kulturelle Gemeinsamkeiten zusammenfinden und sich (häufig) zugleich gegen andere abzugrenzen, von ihnen zu unterscheiden suchen. Das Bewusstsein, etwas spezifisch Gemeinsames zu besitzen, ist stark ausgeprägt und wird häufig auch nach außen hin offensiv vertreten.

Diese Ausgangslage hat nun entscheidende Konsequenzen für die Geschichtsforschung: In diesen kleinen Räumen treffen nämlich in geradezu idealer Weise Interessen der dortigen Menschen mit dem Tätigkeitsfeld der Geschichtswissenschaft selbst zusammen. Beides geht gewissermaßen ineinander über. Die Geschichte spielt sich direkt dort ab und bezieht sich auf das, wo die betroffenen Menschen tatsächlich auch wohnen und wo sie leben und Geschichte erleben, wo sie verwurzelt sind. Hier wird man also – um Bekanntes banal auszudrücken - immer wieder unmittelbar mit Zeugnissen der Geschichte konfrontiert, werden diese faktisch Teil der eigenen Lebens- und Erfahrungswelt.

Geschichte vollzieht sich damit in einem Raum, den die Betroffenen kennen, der ihnen vertraut ist und zu dem sie eine – auch emotionale – Beziehung besitzen. Das wiederum schafft Nähe und Distanz zugleich.

In der Regionalgeschichte geht es daher um etwas Bekanntes, Vertrautes, vielleicht sogar Geliebtes. Das kann zu einem besonderen Interesse an der Vergangenheit führen, eben weil sie auch die eigene ist. Das Bekannte erhält allerdings durch eine historische Betrachtung zugleich oftmals auch eine neue Dimension, es kann sich unter historischer Perspektive verfremden. Unbekanntes zieht ein ins Bekannte, wird neu entdeckt und kann nun erneut angeeignet und bisweilen auch abgelehnt werden. Die bekannte Gegenwart kann somit aus regionalgeschichtlicher Perspektive eine neue Tiefendimension erhalten, einen ganz anderen Charakter gewinnen, vielleicht aber eben auch entfremdet werden.

Nirgendwo ist also die Chance so groß wie in der Region, dass Geschichte zur aktiven Aneignung einlädt. Denn – und das ist wohl von aller größter Bedeutung – hier können auch solche Menschen von der Geschichte erreicht werden, die sonst niemals - und schon gar nicht von einer über Wissenschaft vermittelten Geschichte - erreicht würden. Allein deswegen schon muss sich eine Wissenschaft, die Menschen ansprechen will, dieses Potenzials der Geschichte in der Region in besonderem Maße annehmen.

In diesem Sinne wiederum hat eine solche Geschichte auch einen gewissen demokratischen Zug.

Denn auch selbst Erlebtes der „kleinen Leute“ kann hier eingebracht werden, kommt hier zu Wort, ja steht geradezu im Mittelpunkt. Die Wahrnehmungs- und Erfahrungsdimension der „normalen“ Menschen wird damit in der Regionalgeschichte gebührend berücksichtigt. Diejenigen, die von der Geschichte betroffen waren oder sind, die aber auch Geschichte selber (mit) gestalten, werden auf diese Weise mit einbezogen. Geschichte wird wieder dorthin gebracht, wo sie eigentlich hingehört, zu den Menschen. Sie wird damit nicht von außen auf oktroyiert, sondern von den Menschen selber, in einem eigenen Prozess erworben und angeeignet. Die subjektive Komponente der Wahrnehmung von Geschichte, also die jeweilige legitime Konstruktion der Geschichte durch die dort lebenden Menschen, erhält auf diese Weise ihren besonderen Platz. Das heißt: In der Region machen die Menschen nicht nur ihre Geschichte z.T. selber, sondern sie erwerben sie auch selber. Oder könnten es doch zumindest.

Nun aber zu den massiven Bedenken, die gegen diese Lobrede auf die Regionalgeschichte sprechen. Sie bezieht sich vor allem darauf, dass von den – häufig abschätzig „Barfußhistoriker“ genannten – regionalen Forschern oftmals wissenschaftliche Kriterien verletzt werden könnten.

Region ist da, wo man sich wohl fühlt, wo man zu Hause, wo man beheimatet ist. Das war die Definition. Nichts aber ist – um es provokativ zu sagen – so gefährlich für historische Erkenntnis, wie eine Mischung aus diesen positiven emotionalen Zutaten, vermischt mit emotionalen Höhenflügen. Eine hochemotionale Beziehung zur Heimat verengt den Blick und kann dann zu falschen Folgerungen führen, wenn man nicht weiß und nicht gelernt hat, wie man dem entgegen steuern kann und muss, will man wissenschaftlich seriös bleiben.

Einige Beispiele für das Gemeinte:

Die Region ist immer etwas Besonderes, etwas Einmaliges. Wer sich aber als Regionalforscher nur und einzig auf das Einmalige und Besondere seiner Region wirft, kann das Besondere nie vom Allgemeinen unterscheiden. Es nutzt nichts, alle Bäume und Sträucher in Schleswig-Holstein zu kennen und ihre Anzahl zu addieren und das Ganze dann positiv zu bewerten, wenn man nicht weiß, dass trotz alledem Schleswig-Holstein ein waldarmes Land ist. Also: Jenseits der jeweiligen lokalen Sicht muss – was nicht immer geschieht – Regionales im Allgemeinen verortet, verglichen und jeweils zum größeren Ganzen in Beziehung gesetzt werden. Ohne diese Vergleichsperspektive gibt es keine sinnvolle historische, also auch keine regionalhistorische Erkenntnis.

Es gibt aber noch größere Fallen für die Regionalforschung: Ich meine damit die Motivation und das Erkenntnisinteresse. Die Heimat liebt und kennt man, man ist unter sich, möchte das bleiben, und ist insofern leicht ein wenig gegen außen verschlossen. Das aber hat erhebliche Konsequenzen. Würde man etwa etwas Schlechtes über seine geliebte Familie erforschen wollen – wenn man nicht gerade ein schwarzes Schaf ist? Und dieses schwarze Schaf würde ja auch nicht dazu gehören. Es hätte sich durch sein Verhalten ja längst diskreditiert und außerhalb der Gemeinschaft gestellt. Deswegen ist ein schwarzes Schaf ja ein schwarzes Schaf. Und weiter: Wird man als Dazugehöriger wirklich ganz genau wissen wollen, wo es wirklich dunkle oder – um ein konkretes Beispiel nicht nur für dieses Land zu nennen – auch braune Flecke in der Vergangenheit vor Ort gibt? Ist einem nicht die Geborgenheit, die heile Welt in und die Identität mit der Region wichtiger als kritische rationale Aufklärung, bei der manches Unerfreuliche zu Tage treten könnte?

Nicht zuletzt gibt es auch Wünsche der Politik, denen widerstanden werden muss: Gibt es nicht von Seiten vieler Politiker den Wunsch nach Oktroyierung von Heimatgefühl und regionaler Identität? Die traditionelle Landesgeschichte verdankte solchen Motiven bekanntlich einen guten Teil ihrer öffentlichen Förderung. Auf diese aber sind wir alle angewiesen, und das stellte eine besondere Gefahr dar. Direkte oder indirekte Wünsche von Geldgebern verstärken also die angedeuteten Gefahren noch erheblich. Kann es daher ein Lernziel „Liebe zur Heimat“ geben – und darf sich die regionale Geschichtsforschung an einem solchen Unsinn beteiligen, selbst wenn dafür öffentliche Gelder zur Verfügung gestellt würden?

Als Antwort auf die auch in unserer Gesellschaft nicht unwichtige Frage, ob es eine legitime Aufgabe der Geschichtswissenschaft sein könnte, der Identifikation mit dem eigenen Staat, dem eigenen Land oder der eigenen Gemeinde zu dienen oder etwa so etwas wie ein Heimatgefühl zu stärken, muss deutlich gesagt werden: „nein“ - oder doch nur sehr, sehr bedingt ja. „Wir in Schleswig-Holstein“ oder „Wir in Nordrhein Westfalen“, oder wo auch immer... Das mag politischen oder regionalen Interessen nützen; die Geschichtswissenschaft hat aber keinen vernünftigen Grund, hier dienend zur Seite zu stehen und Pseudobegründungen für eine erwünschte Landes- oder Staatssolidarität zu liefern. Was ergibt sich nun aus all dem? Was sind die Chancen? Wo liegen die Risiken? Zum einen lauern erhebliche, hier nur sehr knapp angedeutete Gefahren der Instrumentalisierung von außen, nicht zuletzt ökonomischer Art. Sie lauern aber auch durch die Emotionalisierung der Forschungsergebnisse und damit der Aufgabe wissenschaftlicher Mindeststandards. Zum anderen aber – und dies wollte ich mit meinen kritischen Bemerkungen keineswegs klein reden, sondern betone es ausdrücklich noch einmal – kann Regionalgeschichte einen großen Kreis von interessierten Laien besser und nachhaltiger ansprechen als viele andere historische Teildisziplinen. Vorausgesetzt,

sie erfüllt die Grundanforderungen historischen Arbeitens und vorausgesetzt sie will der Gesellschaft dienen. In diesem Falle kann sie auch oder gerade für die etablierte Geschichtswissenschaft ein großes und durchaus auch innovatives Potenzial bereit halten.

Nur in der Region kann die Problematik von eigenem Erleben und wissenschaftlicher Erkenntnis so einfach sichtbar gemacht werden. Nur hier trifft die Geschichtswissenschaft auf Menschen, die – wenn auch manchmal auf unbequeme Weise, das sei nicht verschwiegen - ihre Geschichte wirklich erkennen wollen. Und sie bedürfen, auch wenn sie es manchmal nicht wollen, zugleich doch der Hilfe der Wissenschaft, um nicht ihren häufig nicht reflektierten Erkenntnisinteressen zum Opfer zu fallen. Die etablierte Wissenschaft scheint sich jedoch bislang weitgehend zu fein zu sein, für ein „niederes Publikum“ zu schreiben.

Vor diesem Hintergrund wäre jedoch die Tätigkeit des IZRG schon vergleichsweise positiv zu bewerten; das Institut sucht nicht nur mit Konsequenz diese Berührung zum "allgemeinen Publikum", sondern trachtet auch danach, Gräben zu überwinden. Ich denke, dass das IZRG bereits manchen Erfolg erzielt hat. Die weit über das Land hinaus beachtete „Jahrhundertstory“ meines Kollegen Uwe Danker ist nur ein, allerdings besonders hervorragendes Beispiel dafür.

Schließlich noch einige Bemerkungen zur Zeitgeschichte und ihrer gesellschaftlichen Bedeutung. Mit und in ihr kumuliert gewissermaßen die gesellschaftliche Bedeutung der Geschichtswissenschaft insgesamt, die als Regionalgeschichte ja schon eine besondere Bedeutung erlangt hatte.

Zweifellos ist Zeitgeschichte – was das ist möchte ich an dieser Stelle nicht ausführlich diskutieren müssen – schon allein deswegen von besonderem Interesse für ein breites Publikum, weil sie sich mit Themen auseinandersetzt, die im Erlebnis- und Erfahrungshorizont der gegenwärtig lebenden Menschen liegen. „Drittes Reich“, Trümmerzeit; der „Große Schnee“, aber auch Wiedervereinigung und der Zusammenbruch des Ostblocks, sind Themen, die ein Großteil der Bevölkerung als Zeitzeuge miterlebt hat. Hier glaubt man sich auszukennen, hier besitzt man besonders große Interessen, ja, hier meint mancher, gewissermaßen als passiver Aktiver mitreden zu können. Hinzu kommt, dass die zeitgeschichtlichen Themen mit jedem Tag mehr werden und von allen miterlebt werden können, darin unterscheidet sich die Zeitgeschichte grundsätzlich von allen anderen Epochen. Die berechtigten Fragen des interessierten Publikums sind somit sehr konkret, lebensnah und besitzen immer einen eigenen Erfahrungs- und Erlebnishorizont.

Daher kann es nicht weiter überraschen, dass es vor allem auch – wenn auch nicht nur – Themen der Zeitgeschichte sind, die das allgemeine Publikum in besonders hohem Maße anlocken. Ich denke etwa an die sog. Wehrmachtsausstellung, die in Deutschland über 850.000 Besucher zählte. Es gilt damit – was Eberhard Jäckel schon vor fast 30 Jahren bemerkte - wenn er konstatierte, was jemanden, der Interesse an Geschichte habe, wohl mehr interessieren solle als die Geschichte seiner Zeit. Man möchte nach dem hier Gesagten nur noch ergänzend hinzufügen: Selbstverständlich nur noch und vor allem die regionale Zeitgeschichte.

Und über all dem steht – und das ist hier ausdrücklich hinzuzufügen – trotz aller neuen und alten Themen das „Dritte Reich“. Dieses Forschungsfeld bleibt eine dauernde Herausforderung für die deutsche Zeitgeschichtsforschung, jetzt und auch in nächster Zukunft.

Vieles gilt für die Zeitgeschichte, was auch für die Regionalgeschichte galt. Es gibt einen direkten Zusammenhang zwischen individueller Geschichte und Zeitgeschichte. Zeitgeschichte wirkt nicht so fremd. Der Zugang zu ihr ist somit leichter, auch wenn das Fremde natürlich in besonderem Maße reizen kann, wie der große Erfolg vieler Mittelalterausstellungen belegt. Die Probleme der Zeitgeschichte scheinen näher zu liegen, scheinen leichter verständlich zu sein. Kurzum: Sie sind irgendwie vertrauter, es gibt mehr emotionale und soziale Nähe zum Gegenstand.

Etwas anderes kommt hinzu, was den praktizierenden Zeitgeschichtsforschern vielleicht nicht immer bewusst ist. Zeitgeschichte ist, im Gegensatz zur anderen, gewissermaßen normalen Geschichte, ein Stück „unabgeschlossener Geschichte“. Sie bleibt bis in die Gegenwart offen. Sie wird sich erst in der Zukunft entwickeln. Das heißt aber auch: Der Zeithistoriker ist nicht „Herr der Zukunft“, er kennt oftmals, wie das gemeine Publikum, nicht die Ergebnisse und langfristigen Folgen der von ihm untersuchten Verhältnisse und Verläufe. Er weiß nicht, welche Strömung sich durchsetzen wird - und welche eben nicht. Zeitgeschichte mahnt damit den Historiker zu Bescheidenheit in seinen Aussagen und zur Einsicht in die große Begrenztheit seiner Leistungen.

Welcher Historiker, der dem staunenden Publikum oftmals mit scharfer Analyse klar macht, warum vergangene Entwicklungen so verliefen, wie es dann auch tatsächlich geschah, der dafür die stärksten Argumente ins Feld führen kann, immer angesichts der sicheren Tatsache, zu wissen wie es ausgegangen ist, besitzt schon die gleiche Souveränität, bei einem Urteil über die Zukunft? Es gibt "Historikerpápste", die noch im Frühjahr 1989 mit großer analytischer Schärfe nachgewiesen haben, dass es in den nächsten 15 Jahren auf keinen Fall zu einer deutschen Einigung kommen könne,

aufgrund der und der und weiterer Faktoren. Solche Aussagen belegen, wie beschränkt unser wissenschaftliches Instrumentarium ist, wie wenig wir eigentlich erklären können. Also bitte, dies sei an alle Laien gerichtet, haben Sie keinen allzu großes Vertrauen in die Unumstößlichkeit und Alternativlosigkeit (geschichts-) wissenschaftlicher Aussagen.

Umgekehrt heißt das aber auch, dass die Zeitgeschichte auf diese Weise immer spannend bleibt: Man weiß das Ende nicht, oder zumindest nicht immer. Das hat den Vorteil, dass sich die Wissenschaft im besonderen Maße darum bemühen muss, mehrdimensional, offen und mit großer Methodenvielfalt zu argumentieren. Auch wenn die Suche nach Wahrheit und Objektivität, die Unterscheidung von Lüge und Wahrheit ihre wissenschaftliche Grundlage bleibt, muss doch ihre Erwartung, angesichts dieser Umstände die Ziele auch erreichen zu können, eher bescheiden bleiben. Nicht zuletzt aus diesem Grunde passt eine kritische Zeitgeschichtsschreibung von ihrem Ansatz her in die gegenwärtige postmoderne Richtung, eine Richtung, die alte Ansichten infrage stellt und mit einem neueren Instrumentarium der Erwartung einer Objektivierbarkeit von Geschichte sehr viel mehr Relativismus entgegenstellt als das bislang üblich war.

Gerade in der Zeitgeschichte zeigt sich allerdings auch der inhärente Gegensatz zwischen individuellem und manchmal auch kollektivem Gedächtnis, das sich aus partiellen und persönlichen Erinnerungsbrocken speist und jenem Geschichtsbild, das die zeitgeschichtliche Forschung entwirft. Denn längst nicht immer stimmt das wissenschaftliche Konstrukt mit den persönlichen Erinnerungen der Zeitzeugen überein.

Es gibt eben verschiedene Ebenen des Zugangs zur Zeitgeschichte. Da sind die Primärerfahrungen des Zeitzeugen in der selbst erlebten Vergangenheit. Da gibt es so etwas wie ein kollektives, kommunikatives Gedächtnis, also das, was man in der Öffentlichkeit „so über Geschichte weiß“ und denkt, das allgemeine Geschichtsbewusstsein und schließlich die zeitgeschichtliche Forschung, mit ihren verschiedenen Angeboten. Tatsache ist nun aber, dass es gewaltige Unterschiede gibt zwischen der erlebten Zeitgeschichte, der öffentlichen Praxis von Geschichte und der wissenschaftlichen Disziplin. Konflikte zwischen Forschung und individuellen und öffentlichen Forderungen und Wünschen an sie sind damit geradezu vorprogrammiert.

Diese Spannungen treten etwa in aller Deutlichkeit auf, wenn in einer Vorlesung über das „Dritte Reich“ einer der Seniorenstudenten aufspringt (der Schweiß steht einem als Lehrendem dann schon auf der Stirn) und autoritativ sagt. „Das alles war aber ganz anders, als Sie es geschildert haben. Ich weiß es, ich bin nämlich dabei gewesen. Punkt, Schluss der Debatte!“ Ich modifiziere damit ein von dem Münchner Zeithistoriker Hans Günther Hockerts verwendetes Beispiel, das aber die meisten Lehrenden in vergleichbarer Form sicherlich alle ebenfalls erlebt haben. Nun ist der Zeitzeuge zwar nicht unbedingt der natürliche Feind des Zeithistorikers, wie er es einem in einem solchen Moment manchmal zu sein scheint, und wie es manche Kollegen wirklich auch meinen. Er lügt auch nicht immer, wie andere Kollegen behaupten und wie es zum geflügelten Wort der Zeithistoriker geworden ist. Das nicht gerade. Aber es besteht eben doch eine gravierende Differenz zwischen dem Erlebnishorizont des Zeitzeugen und dem hiermit nicht unbedingt identischen Erklärungshorizont des Zeithistorikers.

Die Zeitgeschichte bringt nämlich – im Gegensatz zum Zeitzeugen, der aus damaliger Perspektive argumentiert – Perspektiven und Zusammenhänge ins Spiel, die damals nicht bekannt oder bewusst waren, die aber das subjektive Erleben historisch deutlich relativieren. Erst durch diese Transformation - so Hans Günther Hockerts – wird aus erlebter Zeit historische Zeit. Erst auf diese Art wird Erlebnis in Erkenntnis umgeformt. Das subjektive oder auch das kollektive Gedächtnis wird also durch die genannten prinzipiellen Probleme zwischen Wissenschaft und eigenem Erleben beeinträchtigt, es besteht mithin eine deutliche Spannung zwischen dem „kollektivem Gedächtnis“ (der Lebenden) und der „kollektiven Erinnerung“ (einer Gesellschaft), die von Historikern und anderen verwaltet und „objektiviert“ wird.

Das Gedächtnis neigt darüber hinaus häufig auch an "Gedächtnisverlust". Aktives Vergessen oder auch selektives Erinnern, das sind anthropologische Konstanten, also Phänomene, denen sich kein Mensch vollständig zu entziehen vermag. Denn in der Tat: Nicht an alles erinnert man sich gern. Es gibt daher durchaus Mechanismen, unbequeme Erinnerungen bewusst oder eher automatisch zu verdrängen, ein individuelles, aber auch ein kollektives Leben so zu komponieren, dass es in sich stimmig wirkt, persönlich ertragbar bleibt und die Freude am gegenwärtigen Leben erhält – aber dann oftmals eben mit der „wahren“ wissenschaftlich zu erforschenden Vergangenheit nur noch sehr wenig zu tun hat. Hier laufen z.T. auch unbewusste Prozesse ab, mit denen sich die Hirnforschung aus medizinischer Sicht bereits intensiv und mit großem Erfolg beschäftigt hat und von denen wir Historiker für unseren Arbeitsbereich noch sehr viel lernen können.

Dass auf diese Weise das Spannungsverhältnis zwischen Zeitzeugen und zeithistorischer Forschung stark werden kann, dass das Ziel der Zeitgeschichte, rationale Aufklärung zu leisten, auf diese Weise nicht nur nicht unterstützt, sondern massiv behindert wird, gehört eben auch zu den Tatsachen, mit denen sich die kritische Zeitgeschichtsforschung auseinandersetzen muss.

Trotz alledem bleibt es aber dabei: Es ist eine der wesentlichen Aufgaben der historischen Forschung, nicht nur den Interessen der Betroffenen nachzukommen, die manchmal mit großer Hartnäckigkeit eine bestimmte, für sie erträgliche Interpretation der Vergangenheit wünschen, sondern auch – und vor allem – mit großer Energie auch nicht gewollte Aufklärung zu betreiben. Das wird ihr, besonders wenn es in der regionalen Zeitgeschichte geschieht, allerdings nicht nur Freunde machen.

Trotzdem – und das soll gegenüber diesen kritischen Bemerkungen mit Wärme hervorgehoben werden – ist die Zeitgeschichte in besonderem Maße dazu geeignet, die Erfahrungen der Betroffenen und Zeitzeugen und zugleich die Grundlagen einer wissenschaftlichen Geschichtsschreibung miteinander zu verbinden. Der Geschichtsforschung kann es dann gelingen, die Erinnerungen der Betroffenen nicht nur und allein als Gegenstück objektiver Zeitgeschichte aufzufassen, sondern sie vielmehr zu einem integralen Bestandteil der fachwissenschaftlichen Analyse zu machen.

Die unterschiedlichen individuellen und kollektiven Erinnerungen der Zeitzeugen können dann durch die Forschung aufgenommen und diese dadurch in ihrer Analyse beeinflusst werden. Stereotypen, pauschale Urteile lösen sich dann häufig auf, erhalten ein menschliches Gesicht, Grautöne werden erkenntlich, Mischungen und Übergänge werden erkennbar. Wenn man so will, könnte man hier von einem Geben und Nehmen sprechen. Erst beides zusammen, subjektives und kollektives Gedächtnis und zeithistorische Forschung, bilden dann gemeinsam „die ganze“ Geschichte. Wo aber ginge das besser als in der regionalen Zeitgeschichte?

Zeitgeschichte erhellt und begründet also gegenwärtige Probleme und kann damit – zumindest indirekt – zur Orientierung in der Gegenwart dienen, auch wenn sich Geschichte niemals wiederholt und Geschichtswissenschaft keine Legitimationen liefert. Gemeinsame Reflexion von Zeitzeugen, die nicht belehrt oder arrogant abgewimmelt werden sollten, und Wissenschaft, die das zeitgenössische Potenzial quellenkritisch aufnehmen und in ihre Konstruktionen einbeziehen sollte, scheint damit geradezu den Königsweg darzustellen, wenn es darum geht, der gesellschaftlichen Verantwortung der Geschichtswissenschaft gerecht zu werden.

Allerdings ist die Zeitgeschichte immer, stärker noch als die ferner liegende Geschichte, neben öffentlichem Interesse auch öffentlichem Erwartungsdruck ausgesetzt. Aufgabe aller professionellen Historiker ist es daher, sich nicht nur den Bedürfnissen einer Generation zu entziehen, die gern die Erinnerung an das „Dritte Reich“ verdrängen würde, sondern zugleich auch allen anderen Versuchen entgegenzutreten, die die Zeitgeschichte zu instrumentalisieren versuchen. Demgegenüber sind alle Möglichkeiten offen zu halten, um durch den Umgang mit der bereits fremd gewordenen jüngeren Vergangenheit, die Selbstverständlichkeiten der Gegenwart immer wieder infrage zu stellen. Ziel muss es sein, ein historisches Bewusstsein von den verschiedenen Optionen und Möglichkeiten in der Geschichte zu entwickeln: Dinge dürfen nicht als gegeben und unveränderlich hingestellt werden, sondern haben als historisch geworden, und somit auch als veränderbar zu gelten.

III.

Ich komme nun zum dritten und letzten Teil, zugleich zum Schluss und auch zurück zur Ausgangsfrage: Welche Bedeutung kommt der regionalen Zeitgeschichtsforschung heute zu? Auf den Punkt gebracht müsste man nach dem hier gesagten antworten: Trotz der schlechten Ausgangslage eine so große wie noch nie zuvor.

Dazu eine kurze abschließende Begründung: Offensichtlich besitzt die Geschichtswissenschaft generell eine wichtige gesellschaftliche Aufgabe. Dafür sprechen eine Vielzahl von Argumenten. Sie hat als Auftraggeber die Gesellschaft in ihrer gesamten Pluralität. Daran sollten sich die Historiker stets und ständig erinnern. Sie forscht für die Gesellschaft, ist eines der kritischen Regulative, die eine offene Gesellschaft benötigt, um veränderungs- und erneuerungsfähig zu sein. Sie hat keinen gesellschaftlichen Konsens zu stiften, sondern muss immer wieder mit kritischen Fragen herrschende Ideologien und Machtstrukturen in Frage stellen. Zugleich aber kann sich mit Hilfe ihrer durch Kritik gewonnenen Erkenntnisse die Basis für das gesellschaftliche Zusammenleben von Menschen festigen. Insofern – aber nur insofern – können ihre Ergebnisse möglicherweise die Basis für die Stiftung von Identität bilden. Das hätte allerdings eine Identität zu sein, die von Kritik und kritischer Einstellung lebt und sich daraus formt.

Das Arbeitsgebiet der Geschichte ist die Rekonstruktion und Konstruktion der Vergangenheit auf der Basis von Fragen, die an die Geschichte gestellt werden. Die Fragen kommen in der Regel von den Menschen, denen die Wissenschaft zu dienen hat. Antworten auf die verschiedenen Fragen zu finden ist eine wichtige Aufgabe der Geschichtsforschung. Insofern ist sie eng mit der Gesellschaft verbunden. Um jedoch Distanz gegenüber Nötigungen und Zumutungen aus Gesellschaft und Politik zu halten, besitzt sie ein eigenes, autonomes Ethos, das sie gegenüber ihrem Auftraggeber unabhängig macht oder doch machen sollte. Sie besitzt ein eigenes Regelwerk, das – wenn es denn funktioniert – verhindern kann, dass Geschichtsforschung ein Instrument gesellschaftlicher Interessen und Objekt gesellschaftlichen Missbrauchs wird.

Regionalgeschichte im Allgemeinen und Zeitgeschichte im Speziellen zeichnen sich dadurch aus, dass ihre Verbindung zur Gesellschaft und ihren Interessen in besonderem Maße gegeben ist. In der Region treffen Geschichtsforschung und Menschen häufig besonders intensiv aufeinander. Die Menschen in der Region werden dann zugleich Objekt der Geschichtswissenschaft, die sich mit ihnen beschäftigt, und Subjekt der Geschichtsforschung, die sie mit ihren Fragen befruchtet und deren Zielsetzungen und Forschungsergebnisse sie mitbestimmen können.

Weil das so ist, besteht jedoch für die regionale Geschichtsforschung in besonderem Maße Anlass, der Amalgamierung von Subjekt und Objekt in der Forschung kritisch zu begegnen. Je näher die Forschung und das zu Erforschende zusammenrücken, desto eher besteht die Gefahr einer unkritischen Annahme der Vergangenheit. Regionalgeschichtsforschung ist daher eine Geschichtsforschung, die in besonders hohem Maße methodenbewusst arbeiten muss. Nur so kann sie sich vor einer unkritischen "Heimattümelei" bewahren. Wenn ihr das aber gelingt, kann sie wohl am besten – besonders wenn sie im Gewand der regionalen Zeitgeschichte erscheint – zur Bildung von Geschichtsbewusstsein in der Bevölkerung beitragen. Insofern stellt sie in geradezu idealer Weise die Verbindung von Adressaten des Geschichtsinteresses (in der Gesellschaft) zu den professionellen Geschichtsdeutern (in der Geschichtsforschung) dar.

Wie an Regionalgeschichte ist das gesellschaftliche Interesse an Zeitgeschichte besonders hoch. Wie bei der Regionalgeschichte, im Gegensatz zu ihr aber nicht auf räumlicher sondern hier auf zeitlicher Ebene, besitzt sie eine direkte Verbindung zu den fragenden und an Aufklärung interessierten Mitgliedern der Gesellschaft, nämlich zu deren im Laufe des Lebens erworbenen (partiellen) Kenntnissen der jüngeren Vergangenheit. Dieses offenkundige gesellschaftliche Bedürfnis zu befriedigen ist eine der elementaren Aufgaben der Zeitgeschichte. Dabei können individuelle und kollektive Erinnerungen an die Vergangenheit und wissenschaftliche Deutung einander befruchten – wenn bestimmte prinzipielle Probleme und methodische Imperative hinreichend beachtet werden. Nicht zuletzt ist es jedoch auch die Aufgabe der Zeitgeschichte, nicht bloß die gewünschten und gesellschaftlich akzeptierten, sondern auch unbequeme und nicht gewünschte Fragen an die Vergangenheit zu stellen und kritisch zu beantworten. Nur wenn es der Zeitgeschichte gelingt, auch diese Fragen in den Mittelpunkt des Interesses zu rücken, hat sie ihren Auftrag erfüllt. Bis dahin ist es allerdings noch ein sehr weiter Weg – und zwar besonders in Deutschland mit der besonderen Bürde seiner zeitgeschichtlichen Vergangenheit.

Regionale zeitgeschichtliche Forschung ist daher heute notwendiger denn je. Sie hat nicht das moralische Gewissen der Nation zu sein, wohl aber hat sie zu verhindern, dass die Gesellschaft oder Teile davon aus der ihnen unbequemen Geschichte auszusteigen versuchen. Eine solche Herangehensweise wird ihr sicherlich nicht immer Freunde machen. Das aber kann auch nicht die Hauptaufgabe der regionalen Zeitgeschichtsforschung sein.